

**Nekr T**  
**23**

Nekr T 23

ZUR ERINNERUNG  
AN  
HERRN PROFESSOR  
ERNST TAPPOLET

1870—1939



G 1317  
Dr. F. B.





## Ansprache

gehalten von Herrn Prof. D. Gottlob Schrenk  
am 4. November 1939 in der St. Albankirche zu Basel.

Ernst Emanuel Tappolet wurde am 21. Oktober 1870 in Hittnau (Kt. Zürich) geboren als erster Sohn des Pfarrers Paul Tappolet und der Elisabeth geb. Peyer. Er hatte den Namen Ernst erhalten, weil er in der Kriegszeit auf die Welt gekommen ist. Als der Knabe sieben Jahre alt war, siedelten die Eltern nach Basel über, wo der Verstorbene seine ganze Schulzeit verbrachte und auch Freunde fürs Leben gewann.

Sprachliche Fragen hatten ihn seit jeher gefesselt. Das kompromißlose und begeisternde Wesen seines Lehrers Dr. Karl Grob hat einen besonders tiefen Eindruck hinterlassen. Es ist bemerkenswert, daß sich sogar die Vorliebe für romanische Dialekte bereits in seinen Gymnasialjahren zeigte. Schon damals liebte er es etwa italienische Arbeiter aufzusuchen und sie auszufragen nach mundartlichen Besonderheiten.

An der Universität Zürich durfte er dann bei seinem hochverehrten Lehrer Prof. Heinrich Morf die Grundlagen finden zur spätern Lebensarbeit. Nach reichen Semestern in Marburg bei Prof. Stengel und in Paris bei Gaston Paris



schloß er 1894 seine Studien mit einer bemerkenswerten Dissertation über die Verwandtschaftsnamen ab. Aufenthalte in England und in Italien dienten der sprachlichen Vervollkommnung, frühzeitige Vikariate gaben ihm die Gelegenheit, seine methodischen Fähigkeiten zu entwickeln.

Nach der Anstellung an der Kantonsschule in Zürich verheiratete er sich 1897 mit Elisabeth Schlub, deren Charakter und große Begabung ihm eine köstliche Ergänzung und Bereicherung waren.

Im Jahre 1902 habilitierte er sich an der Universität Zürich, im September 1904 folgte er einem Ruf an die Universität Basel als Nachfolger von Prof. Soldan. Hier hat er im Laufe der Jahre eine große Schar von Philologen herangebildet.

Was er an Zeit und Kraft neben der Vorbereitung für Vorlesungen und Seminarübungen erübrigte, stellte er dem Glossaire des patois de la Suisse Romande zur Verfügung, in deren Redaktion er 1899 eingetreten ist. Nicht nur die wissenschaftliche Arbeit, sondern auch die innige Berührung mit unverbildeten, gediegenen Männern aus den Tälern des Wallis, des Waadtlandes, von den Höhen des Jura waren ihm eine sich immer wieder erneuernde Freude.

Der Verstorbene war ein sechzehnjähriger Gymnasiast, als Gustav von Bunge seinen berühmten Aulavortrag über die Alkoholfrage hielt. Diese Anregung ist für sein Leben richtunggebend geworden. Seine soziale Einstellung und sein tiefer Widerwille gegen alle Vernebelung und alle Verschwendung von Kraft ließen ihn als eifrigen Vorkämpfer gegen die Schäden des Alkoholismus mit Frau von Orelli, mit Forel und Bleuler in die Reihe treten.



Der jähe Hinschied seines jüngsten Sohnes, neben anderm Schweren, ließ seine scheue, nach innen gekehrte Seele in noch vermehrtem Maße in der konzentriertesten Arbeit einen Ausgleich finden. Es lag ihm dringend daran, für das Glos-saire noch möglichst viele Beiträge unter Dach zu bringen. Eine Ernte durfte er sehen in den Feiern zu seinem 60. und 65. Geburtstag, die seine Kollegen und Schüler ihm bereite-ten. Heute dankt seine Familie mit bewegtem Herzen für alle Liebe, Verehrung und Teilnahme, die ihr in diesen schweren Tagen eine tröstende Kraft war.

Der liebe Verstorbene ist eigentlich nie krank gewesen. Das Ende kam völlig überraschend. Nach einem strengen und oft gespannten Leben ist der Tod in so milder Gestalt an ihn herangetreten, daß wir auch in der diesseitigen Be-grenzung schon eine Ahnung haben dürfen von der Erlösung, die auch ihm lebendige Hoffnung war.

Diesen Mitteilungen aus dem Kreise der Familie möchte ich noch einige ergänzende Striche zu seinem Charakterbild beifügen. Wenn wir in dieser Stunde wehmütigen Scheidens uns deutlich zu machen suchen, was uns Ernst Tappolet war, dann tritt uns zuerst aus den Zügen des Wissenschaf-ters eine Auffassung der Arbeit entgegen, die hohe An-sprüche an sich selber stellte. Eine Gewissenhaftigkeit, die sich nichts schenkte und der alle lässige und vorschnelle Ab-kürzung des Weges zuwider war. Es ging aber dabei diesem Forscher nicht um menschlichen Ruhm, sondern stets um das Ethos der Sachlichkeit, um den bleibenden Gewinn für die Forschung. Der Erfolg sei mitunter sehr gefährlich für



den Charakter, so hat er einmal einem Jüngeren gesagt. Darum wurde alles nicht in den Dienst des Erfolges, sondern in den Dienst dieser Sachlichkeit gestellt. Mit Sorgfalt hielt er Haus mit den Kräften, darin ein geistiger Verwalter von großer Kunst.

Schon sein Großvater Tappolet hatte einst in seinem stillen Pfarrhaus vergleichende Sprachstudien getrieben. Jener war eine kernhafte, markige Natur. Diese Kraft erschien bei dem Enkel in beharrliche Zähigkeit gewandelt. Der dort saß am Schreibtisch im Hause am Münsterplatz und dann und wann den Blick schweifen ließ über den Rheinstrom und hinaus ins Weite, der Lehrer und Forscher und als solcher der Sammler und Deuter der Schöpfungen des Wortes, der ein einziges Thema verfolgte, den Gebrauch der Sprache, der Mundart mit all den Unterscheidungen feinsten Art, der dem fremden, dunklen, erklärungsbedürftigen Ausdruck nachging, dem Gesetzmäßigen und dem Unregelmäßigen in der Sprachentwicklung, der tat diese Arbeit zugleich so, daß er das Wort aus der Volksgemeinschaft herausholte, in die er selber hineingeboren war. Das welschschweizerische Sprachgut war zugleich die Mundart seiner waadtländischen Ahnen. Und ging er den alemannischen Lehnworten nach im welschen Idiom, so kreuzte sich ja auch in seiner eigenen Wesenheit Zürich und Schaffhausen und Waadt. Ueber den Forscher werden die Sachkundigen urteilen. Er ist dahingesunken über seiner Forschung am Wort der Heimat. Was er davon gesammelt und erschlossen hat, das bleibt. Aber die gründliche Arbeit war ihm mehr als wissenschaftliches Spezialstudium. Sie war und wurde immer mehr Tröstung, zu der er sich flüchtete auch aus Leid und Spannungen des



Lebens. Sie war ihm zeitweilig, ohne Zweifel, wenn auch nicht immer, das Höchste.

Und doch wollen wir über dieser Arbeitsleistung nicht die einfachen, warmen, menschlichen Züge vergessen. Im Menschlichen wurde seine Art, die im Wissenschaftlichen als Zähigkeit begegnete: Treue. Sie ist mir in seinem Wesen immer als das zumeist Hervortretende erschienen, auch hier wiederum stark ethisch geprägt. Zunächst die Treue in sich selbst, daß er nichts anderes sein wollte, als was er war. Und wo er sich einmal hingegeben hatte von Jugend an, da hielt er Treue. Ich erwähne noch einmal die Sache der Abstinenz, die ihm so wichtig war und für die er bis zu seinem Tode manchen mühseligen Gang gemacht hat. Er fühlte sich da mit seinem Leben verpflichtet. Auch wir Verwandte haben in beschämender Weise seine Treue erfahren. Er hat nicht nur philologisch über Verwandtschaftsnamen geforscht, sondern auch durch die Tat in seiner Verwandtschaft viel Liebe ausgestreut. Gern suchte er ganz einsame und entfernt wohnende Verwandte auf, und dann hatte er etwas sehr Schlichtes und Einfaches in der wohlthuenden Aeußerung seiner Treue. Von der gleichen Treue haben seine Studenten zu erzählen, um die er sich mannigfach wie ein Vater bemühte, deren Arbeiten und Prüfungen ihn mehr als nur sachlich beschäftigten, um die er sich auch sorgte, wenn Lässigkeit und Zurückgehen zu beobachten war. Dies Liebenswerte an Ernst Tappolet hat mancher erfahren dürfen.

Sein Leben zeigt dem tiefer Blickenden starke Spannungen zwischen dem rationalen Denken und dem Gefühlsleben. Er war nicht der einfach Unmittelbare mit ausgeprägtem Selbstvertrauen, der mit der Umwelt stets leicht und natür-



lich Kontakt hatte. Er mußte sich da vieles erkämpfen. Aber gerade, weil er sich Bestes erkämpfen mußte, darum lernte man bei ihm schaffen und arbeiten. Auch auf dies Leben trifft zu, was bei so manch anderem vorliegt, daß die tiefsten Kämpfe im Verborgenen bleiben. Er war über das Innerste besonders schweigsam. Aber wer seine spätere Entwicklung verfolgte, der erlebte es, daß hie und da aus seinem Munde ein erstaunliches Wort kam, das zeigte, daß hier ganz in der Stille etwas in die Tiefe wuchs. Solche Aussprüche sind den Seinen aufgefallen, weil ihm sonst sogenannte „allgemeine Behauptungen“ stets unangenehm waren. Es erinnert das an andere seines Stammes, die auch in innerlich selbständiger Verborgenheit gelebt haben. Daß er nicht nur Abhandlungen, sondern auch viel Liebe hinterlassen hat, das bleibt uns im Gedenken seines Lebenswerkes besonders wert.

Ich schließe mit einem Wort aus dem Propheten Jesaja, Kap. 40, 6—8, und der Schlußwendung, die diesem Worte 1. Petr. 1, 25 gegeben wird:

Horch, es spricht: Rufe. Und ich sprach: „Was soll ich rufen? Alles Fleisch ist wie Gras und all seine Pracht wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt, die Blume welkt, wenn der Hauch des Herrn darüber weht.“ — „Ja, Gras ist das Volk. Das Gras verdorrt, die Blume welkt, aber das Wort unsres Gottes bleibt in Ewigkeit.“ Und 1. Petr. 1, 25 fügt hinzu: Dies ist aber das Wort, das euch als frohe Botschaft verkündigt worden ist.

Am Sarge eines Wortforschers wollen wir heute hören, was uns hier durch den Propheten als die höchste Weihe und Geltung des Wortes nahegebracht wird, die es gibt. Der



Prophet vernimmt das Sprechen Gottes als ein Zuraunen. Horch, es spricht: Rufe. Und der Inhalt dieses Rufes lautet: Alles Irdische ist nichtig und ewig ist allein Jahwes Wort. Vergänglich ist all diese Welt — was der Mensch ist, verwelkt. Wie die Pracht der Feldblumen. Der Tod des Menschen aber geschieht allein durch den Gluthauch des Herrn über Leben und Tod, wie der sengende Wind aus der Wüste in das Gras hineinbläst. Auch das Aufsteigen und Dahingehen des Forschers ist in seiner Hand. Aber eines bleibt ganz allein, in alle Ewigkeit, das ist jener heiligste Sprachvorgang und Sprachinhalt, der ganz Gottes ist. Schon Hamann hat ein Verstehen dafür gehabt, daß der Sprachvorgang, diese Durchgeistigung des Irdischen, nicht allein die Mutter der Vernunft sei, sondern auch die der Offenbarung, ihr A und O. Reden ist Uebersetzen: der Gedanken in Worte, der Sachen in Namen, der Bilder in Zeichen. Steht schon der Wortforscher mit beiden Füßen in dieser Wahrheit, so wird doch auch er erst ins Unvergängliche gestellt, wenn er beginnt zu hören auf Gottes Wortoffenbaren.

In der Wissenschaft ist vieles vergänglich. Sind wir nicht Bauleute, deren Bau vielleicht wieder abgerissen und besser aufgeführt wird? Aber es gibt ein Wort, das greift hinein ins Verblühen und Dahinschwinden als die ewige Stimme des Vollenders selbst. Gott macht uns seinen Willen hörbar durch dies Wort. Dies Wort ist Kündler unvergänglichen Gehalts. Wir sind angerufen von diesem Wort. Glaube ist Vernehmen dieses Wortes. Ist nicht schon der Mann der Sprachkunde angewiesen auf das stete Vernehmen der Worte, lebenslang? Noch viel dringlicher, entscheidender brauchen wir alle im Dahinwelken unserer Tage das ewige unver-



gängliche Wort. Und es will nicht ruhen, bis wir der Mundart Gottes ganz erschlossen sind. Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit. Daß dies Wort frohe Botschaft bleibt, weil der lebendige Christus das Wort verkörpert, das sei Euch jetzt, Ihr Trauernden, Halt und Kraft in Eurem Leid.

Amen.



## Hommage de l'Université

présenté par M. le prof. Albert Béguin.

J'apporte ici, à Madame Tappolet et à ses enfants, les condoléances émues de l'Université de Bâle, et en particulier de la Faculté des Lettres, dont le professeur Ernest Tappolet était le doyen d'ancienneté. Au nom de ses collègues et de ses élèves, je rendrai hommage à sa mémoire; j'évoquerai les raisons de l'admiration que nous éprouvions pour lui, de la respectueuse affection qu'il nous inspirait, et du deuil profond où nous laisse aujourd'hui sa mort.

Celui dont je vous parlerai, — et j'éprouve tant de gratitude envers lui, tant d'affliction, qu'on me pardonnera mon insuffisante compétence à mesurer la portée de son œuvre, — celui dont je vous parlerai fut un savant admirable, un éducateur passionné, et un grand honnête homme.

Du savant, je ne puis que retracer brièvement, d'après le jugement d'un de ses pairs, les patientes et fructueuses recherches. L'œuvre scientifique d'Ernst Tappolet est à l'image de son auteur. Originale et d'une magnifique solidité; hardie dans l'enquête, sans être téméraire dans ses conclusions; honnête jusqu'au scrupule extrême, mais jamais prisonnière de la minutie; respectueuse du détail, mais tendant toujours à une portée générale; partant, enfin, d'observations personnelles et concrètes, — par là vivante et



attrayante: cette œuvre porte la marque d'une personnalité vigoureuse, mais soucieuse de s'effacer modestement, au bénéfice de la seule vérité.

Dès sa thèse de doctorat, présentée à l'Université de Zurich sous la direction de son maître Heinrich Morf, Ernst Tappolet ouvrait la voie à une série de travaux ultérieurs et inaugurerait, pour l'étude du vocabulaire, une méthode généralement adoptée aujourd'hui sous le nom d'„onomasiologie". Son étude de 1901 sur l'état des patois en Suisse alémanique et en Suisse Romande, puis ses deux volumes de 1913 et 1917, sur „les emprunts alémaniques dans les patois de la Suisse française", gardent une très grande importance, à la fois par leurs résultats spéciaux et par la nouveauté des moyens d'investigation employés à cette recherche. Ernst Tappolet fut l'un des premiers à expliquer le phénomène des emprunts linguistiques par le concours de facteurs très complexes, historiques, culturels, psychologiques, dont l'exacte détermination exige autant de finesse sensible que de rigueur d'esprit. Beaucoup de termes qui appartiennent aujourd'hui à l'usage courant de la science sont des créations d'Ernst Tappolet: telle cette charmante et délicate motion de „l'emprunt de luxe", c'est-à-dire du mot emprunté sans nécessité pratique, pour de purs motifs esthétiques et pour le plaisir d'employer une expression toute neuve et frappante.

C'est que, pour ce savant, les mots n'étaient nullement une matière inanimée, couchée aux feuillets des livres; en chacun d'eux, il percevait à la fois son sens précis, utile aux échanges, puis sa nuance affective, son charme particulier, et enfin cette histoire séculaire qui relie le vocable, par toute



une généalogie, à ses origines étymologiques. C'est de la même façon qu'il aimait à se rattacher lui-même, par son nom, à ses lointains ancêtres vaudois, et à expliquer ainsi cet amour qu'il avait pour les langues romanes. Ayant parcouru en tout sens le domaine linguistique des patois romands, il lui plaisait de se classer, non point parmi les „romanistes en chambre”, mais, comme un géologue du langage, parmi les „romanistes sur le terrain”.

Cependant, l'œuvre que notre collègue considérait comme la tâche de sa vie, ce fut ce „Glossaire des patois romands”, qu'il entreprit dans sa jeunesse avec deux romanistes, ses aînés de quelques années, MM. Louis Gauchat et Jules Jeanjaquet. Cette immense enquête fut commencée, voici quarante ans, par ces trois jeunes savants, qui mirent à leur œuvre un élan, une ardeur, un dévouement juvéniles, et qui, d'année en année, la poursuivirent avec la même confiance, la même jeunesse. Leur enthousiasme était justifié; il s'agissait de recueillir, au prix de mille difficultés et d'un travail incalculable, les patois romands en voie de disparition, de sauver de l'oubli et d'étudier systématiquement un précieux trésor linguistique. Parmi ces trois collaborateurs, ces trois amis, dont les qualités s'accordaient et se complétaient providentiellement, Ernst Tappolet eut le rôle de l'animateur, du cadet impatient d'aller de l'avant, et dont ses compagnons de route aimaient, jusqu'au début de cette semaine, à recevoir l'impulsion. A cette œuvre commune, Ernst Tappolet se réjouissait de pouvoir bientôt consacrer tout son temps et de belles années de labeur. Il n'en verra pas l'achèvement, mais c'est dans l'esprit qu'avec ses amis il lui avait imprimé, que le grand travail sera mené à bonne fin, si bien



qu'Ernst Tappolet sera considéré à juste titre comme l'un des auteurs des volumes qui restent à paraître.

Une recherche de cette envergure exige, de la part de celui qui s'y dévoue, une somme de travaux, de démarches, de minutieuses vérifications, d'incessantes mises au point, dont on a peine à imaginer que les journées d'un homme y puissent suffire. Et pourtant, cet homme, qui donnait à son „Glossaire” des soins capables d'occuper la vie entière de tout autre que lui, cet homme parvenait à n'être pas un savant de bibliothèque. Il était intérieurement appelé à l'action, à une action plus immédiate, plus manifestement humaine, et trouvait le moyen de consacrer à sa mission d'éducateur une énergie, un dévouement aussi inépuisables qu'à ses recherches savantes.

Car Ernst Tappolet fut un grand professeur; il le fut de toute son âme, de toute sa généreuse volonté, de toute sa confiance en l'humanité. Ce savant, qui avait de la science objective un goût si noble, portait en lui une autre passion: celle d'enseigner. Et, pour lui, enseigner, ce n'était pas seulement inculquer des méthodes de recherche, ou initier ses élèves aux résultats acquis. C'était, avant tout, former des êtres pour qu'ils fussent aptes à servir: à servir la vérité, s'ils devaient s'engager dans la voie de la science, à servir leur cité, leur pays, s'ils se destinaient à une activité pratique: — à servir, dans l'un et l'autre cas, au cœur de la science comme au cœur du pays, la cause de l'esprit. Il pensait, selon les humanistes, que „science sans conscience n'est que ruine de l'âme”, et il voulait que ses leçons eussent une portée morale autant qu'intellectuelle. Rien ne le tentait moins, lui si modeste, que de se proposer en exemple, mais



il était un exemple. Il voulait inspirer à ses étudiants un amour du vrai, un courage au travail, une soumission à l'objet, qui fissent d'eux des hommes autant et plus que des savants. Aussi bien, il avait pour eux une véritable tendresse, que tous peut-être n'ont pas devinée, car elle ne se manifestait qu'avec une extrême pudeur. Mais je l'ai vu, en diverses occasions, s'émouvoir du sort personnel de tel d'entre eux, s'enquérir discrètement de ses conditions de vie, intervenir pour lui épargner un faux-pas ou un échec immérité. Il se sentait très proche d'eux, et rien ne l'irritait davantage, parce qu'il la trouvait sans justification réelle, que l'attitude du professeur solennel et distant, que notre pays heureusement ignore. Sa chaire universitaire ne lui conférait aucun sentiment de supériorité sur qui que ce fût, mais bien le sens aigu de sa responsabilité. C'était, à ses yeux de démocrate-né, une charge civique: une charge qu'il tenait de la cité et qu'il devait remplir en un sens profitable à la cité.

S'il exigeait beaucoup de ses élèves, il exigeait plus encore de lui-même, et tous ceux qui ont étudié sous sa direction ont gardé un respect profond pour cet homme qui se présentait à eux comme l'un d'eux, sans une défaillance. Une grande partie de ses efforts fut consacrée à la préparation scientifique, pédagogique et morale du corps enseignant secondaire. Dans ses trente-cinq années de professorat à Bâle, où il donna des cours de linguistique romane, de langue française, italienne, espagnole, de patois romands, de grammaire historique, de phonétique, de littérature aussi, il ne perdit jamais de vue deux tâches qu'il jugeait être d'une égale importance: former des savants, — et une série de thèses faites sous sa direction prouvent sa réussite, —



former des maîtres de langues, — et ses disciples enseignent avec succès dans les écoles de Bâle et de plusieurs cantons suisses. Sous sa direction, le Séminaire de langues romanes était devenu, en même temps qu'un centre de travail, muni d'une bibliothèque méthodiquement composée, un foyer où les maîtres, les anciens élèves et les jeunes étudiants aimaient à se retrouver, car il y régnait, — il y règne encore, — un esprit qui était le sien.

Sa personnalité d'éducateur se manifestait aussi dans les examens, où il mettait en œuvre un véritable art de l'interrogation; devant cet examinateur paternel, aucun candidat sérieusement préparé ne pouvait ressentir la moindre impression de péril ou d'inquiétude: des questions claires, précises, ordonnées, vous étaient posées avec toute la bienveillance de quelqu'un qui attendait, qui souhaitait visiblement une réponse satisfaisante.

Le rôle de notre collègue dans la vie de la Faculté et de l'Université fut commandé par les mêmes principes, ceux de toute son existence. Recteur, doyen, membre de commissions, il n'eut jamais en vue que l'intérêt commun, le haut niveau des études, la recherche de la vérité; et, fidèle à la tradition bâloise, il fit tout ce qui était en son pouvoir pour que l'Université restât une institution civique, liée à la vie de la cité, aimée de tous parce que utile à tous.

Grand savant, éducateur au dévouement infini, Ernst Tappolet fut avant tout, dans toutes ses actions publiques et privées, un homme d'une admirable, d'une rare loyauté. Comme toute sa génération universitaire, il avait une grande foi dans la science, un grand respect du vrai, un bel espoir dans le progrès de l'esprit humain et de la civilisation. Car



je crois bien que c'était là sa grande force intérieure. Il n'avait pas été plus qu'un autre épargné par la vie, qui ne lui avait pas ménagé les souffrances; mais il avait gardé sa foi entière et, — je veux employer ici le mot avec une nuance infiniment respectueuse, — toute son ingénuité. Les êtres les plus différents de lui-même, il les abordait avec un seul préjugé, qui était un préjugé en leur faveur; car il était étonnamment enclin à reconnaître les mérites d'autrui, à supposer chez ses semblables cette même noblesse, ce même désintéressement qui le guidaient lui-même. Ses collègues, et ses étudiants eux-mêmes, savent à quel point il lui était naturel de se montrer confiant et de se montrer modeste; et tous se rappellent avec émotion qu'il leur demandait conseil à propos de questions où sa compétence était infiniment supérieure à la leur. Lui arrivait-il de se heurter à la malveillance ou au mensonge, il refusait d'y croire: ses vues sur l'humanité ne comportaient pas l'existence de la bassesse, et ceux qui l'ont vu pendant ces dernières semaines savent combien il était à la fois étonné et blessé de voir le monde en proie à des forces mauvaises et déraisonnables.

C'est ainsi que je m'explique que cet homme austère, dont la vie suivait une règle de conduite inflexible, ait eu tant de charme. C'est que son cœur était limpide comme son regard. C'était le charme d'une bonté native, d'une générosité parfaite envers autrui, et d'une candeur intacte, qui était très belle. Elle lui permettait, à lui qui aurait pu se réclamer de son âge, de sa science, de son autorité reconnue, cette exquise attention qu'il accordait aux paroles et aux avis d'un interlocuteur même très jeune et très in-



expérimenté. Sa courtoisie n'était pas faite de formes apprises, elle était l'expression de son bon cœur. Plus d'une fois, je l'ai entendu louer chez autrui, comme tout à fait exceptionnelles, ces vertus que lui-même pratiquait, sans paraître s'en douter, à un degré bien supérieur : dévouement à sa tâche, à la vérité, sacrifice de tout intérêt personnel, simplicité de manières et belle loyauté.

De toutes ces vertus, notre collègue nous a donné en ces semaines que nous ne pouvions savoir les dernières de sa vie, un exemple magnifique et que tout rend aujourd'hui profondément émouvant. Il ne devait prendre sa retraite, atteint par la limite d'âge, que dans un an, mais, songeant à l'Université, à ses élèves, à la cité bâloise, plus qu'à lui-même et qu'à son désir de poursuivre son enseignement, il s'était préoccupé de sa succession. Et, voyant qu'une prompte décision pouvait seule retenir, pour occuper ce poste, un savant suisse, en qui il reconnaissait toutes les qualités qu'il aimait, Ernst Tappolet avait employé toute son énergie, son autorité, son talent de persuasion à obtenir cette décision. Tous nos collègues se rappelleront cette récente séance, où il mit tant d'ardeur, de jeunesse, à nous présenter son successeur. La dernière fois que je vis notre cher collègue, — et c'était quelques heures avant sa mort, — il m'annonça que ses efforts venaient d'aboutir; je n'oublierai jamais le ton joyeux, le visage rayonnant qu'il eut à cet instant. Comment pouvais-je me douter qu'il me donnait ainsi une dernière image, si belle, de ce qu'il était : un cœur assez généreux, assez désintéressé, pour ne pas connaître de plus grand bonheur que celui d'avoir assuré, après lui, la continuité de son œuvre. Et je ne pense pas



me tromper si je dis que, — malgré tous les travaux qu'il espérait nous donner encore, que nous comptions bien, le sachant si robuste, lui voir achever, malgré cette place vide qu'il laisse dans nos rangs comme dans sa famille, — nous avons le droit d'affirmer que sa vie fut une vie parvenue, comme peu de vies humaines, à son accomplissement. Il pouvait encore donner beaucoup aux autres, mais il s'en est allé au soir d'une journée qui, — j'en suis sûr, — lui inspira cette pensée qu'il est beau d'avoir fait sa tâche et de savoir que, fondée en solidité, l'œuvre sera poursuivie.

C'est dans ces sentiments d'admiration pour une vie exemplaire et pour une somme de travail inépuisable, — de reconnaissance pour tant de bonté et de rayonnement, — de profond respect devant l'instant où le vivant d'hier prend son visage d'éternité, — que, au nom de ses collègues et des ses élèves, je présente à Madame Tappolet, qui fut sa constante collaboratrice, à ses enfants, à ses amis et compagnons du „Glossaire”, dont l'un est ici présent, — l'hommage d'une très profonde sympathie.



## Ansprache

gehalten von Herrn Prof. Dr. Ernst Merian-Genast.

Verehrte Leidtragende!

Geehrte Trauerversammlung!

Der Gelehrte, dessen jähen Verlust wir beklagen, hat der Wissenschaft nicht nur am Schreibtisch und auf dem Katheder gedient. Wie sein Wissen ausging vom Leben, von der lebendigen Mundart, so sollte es auch wieder aufs Leben zurückwirken. Er hat darum immer wieder Wege gesucht, die Ergebnisse seiner Forschung einem weiteren Kreis als dem seiner akademischen Hörer zugänglich zu machen, und mit ganz besonderer Liebe an zwei Institutionen gehangen, die, so verschiedenartig sie sind, doch darin übereinstimmen, daß sie ihm eine solche Wirkung in die Breite ermöglichten, ich meine das Kantonale Lehrerseminar und die Romanistenvereinigung Gay Saber. Als sein Nachfolger am Seminar und als derzeitiger Präsident des Gay Saber habe ich die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, im Namen beider ihm zum letztenmal zu danken.

Wie Professor Tappolet selbst aus der praktischen Tätigkeit am Gymnasium sich den Weg zu den Höhen der Forschung gebahnt hatte, so war es ihm ein Bedürfnis, nun auch die Früchte seiner Arbeit wieder der Schule zu Gute kommen zu lassen. Aus eigenem Antrieb hat er daher schon an der Universität Vorlesungen über Methodik des Fran-



zösischunterrichts gehalten, und als das Lehrerseminar gegründet wurde, stellte er sich sofort als Methodiklehrer zur Verfügung. Bis Ostern dieses Jahres hat er Jahr für Jahr seine ehemaligen Studenten in das Unterrichtshandwerk eingeführt und ihnen geholfen, die Goldbarren wissenschaftlicher Erkenntnis in die Scheidemünze der Schulstunden auszuprägen. Mit Vorliebe widmete er sich dabei gerade den ersten Elementen des Fremdspracheunterrichts und verwendete viel Mühe darauf, die wissenschaftliche Lautschrift dem Fassungsvermögen der Erstkläßler anzupassen und so die feste Grundlage für eine gute Aussprache zu schaffen. Den Grammatikunterricht suchte er zu vertiefen und zu verlebendigen, daß er den Schülern statt eines Ueberblicks über starre Regeln und Ausnahmen einen Einblick in die Entwicklung der Sprache vermittelte. Aber er war den angehenden Lehrern nicht nur ein sicherer Führer bei dem schwierigen Uebergang vom Hörsaal in die Schulstube, sondern auch ein väterlicher Freund, der in jedem Kandidaten den Menschen sah mit seinen besonderen Gaben und Bedürfnissen. Sein Urteil, das Gerechtigkeit und Güte vereinte, wertete nicht nur das äußere Lehrgeschick, sondern auch die innere Haltung und Gesinnung. Für all das danken ihm heute noch einmal die Leitung des Seminars und die zahlreichen Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen, denen er neben dem wissenschaftlichen auch das praktische Rüstzeug für ihren Beruf gegeben hat.

Wenn das Lehrerseminar in Professor Tappolet einen langjährigen wertvollen Mitarbeiter betrauert, so verliert die Romanistenvereinigung Gay Saber in ihm einen ihrer Gründer und ihr tatkräftigstes Mitglied. Er war die eigent-



liche Seele des Vereins, sah er in ihm doch ein Mittel, die im Schulbetrieb stehenden Romanisten zur wissenschaftlichen Weiterbildung und Weiterarbeit anzuregen. Er selbst hat wiederholt in diesem kleinen Kreis seine Forschungsergebnisse vorgetragen und zur Diskussion gestellt, bevor er sie veröffentlichte. Sein Ruf und seine Beziehungen verschafften dem Verein wiederholt Gelegenheit, bedeutende Gelehrte des In- und Auslandes zu hören. Vor allem aber sollte das Gay Saber ein gemeinsamer Mittelpunkt für die Basler Romanisten sein, wo sie wissenschaftliche Erkenntnisse und praktische Erfahrungen austauschen konnten. Professor Tappolet war dabei der aufmerksamste Zuhörer, der unbestechlichste Richter, stets bereit, ernste, redliche Arbeit anzuerkennen, auch wenn sie seinen Methoden und Interessen ferner lag. Aber auch an den gemütlichen Zusammenkünften nahm er regen Anteil.

Denn er war unser! Wie bequem gesellig  
Den hohen Mann der gute Tag gezeit,  
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,  
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,  
Bald fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen,  
Das haben wir erfahren und genossen!

Um so schmerzlicher werden gerade wir ihn vermissen, den erfahrenen Führer, den unermüdlichen, anregenden Forscher, den treuen, gütigen Freund. Uns bleibt nichts, als ihm noch einmal zu danken für alle fachliche Förderung und menschliche Anteilnahme, zu danken dafür, daß er sein Wissen in den Dienst des Lebens gestellt hat, und an unserm Teil Sorge zu tragen, daß der Samen, den er so reich ausgestreut hat, gedeihe und Frucht bringe.



## Paroles

prononcées sur la tombe par M. le docteur Robert Hercod.

Le mouvement abstinente suisse pleure dans la personne du Professeur Tappolet un de ses adhérents les plus fidèles et les plus éminents. Ce savant lexicographe était aussi un homme de cœur qui avait au plus haut point le sens social. Il n'a pas seulement pratiqué l'abstinence personnellement pendant plus de 40 ans, il a prêté, sans jamais se lasser, son concours actif à la lutte antialcoolique qui lui était particulièrement chère. Il aurait pu prétexter que ses occupations absorbantes, ses travaux scientifiques l'empêchaient de fréquenter nos séances ou d'accepter des fonctions administratives dans nos rangs. Il n'en a rien fait et il est resté jusqu'à son dernier jour entièrement des nôtres. Il a, en particulier, entouré de sa sympathie le Secrétariat antialcoolique suisse, agence centrale de notre mouvement et il a été pendant plus de trente ans un membre fidèle de son conseil. Il n'avait parmi ses collègues abstinents que des amis qui appréciaient avec son dévouement la netteté de sa pensée et la précision de sa parole.

Investi par la confiance de ses pairs des fonctions les plus hautes, le Décanat et le Rectorat, chargé de missions auprès des universités suisses et étrangères, il a porté à l'honneur le verre d'eau qui est notre symbole, sans jamais,



je le sais, prêcher par excès de zèle et froisser ses collègues par une propagande intempestive et dépourvue de tact. Il a su réaliser une vérité qu'il exprime si bien dans sa principale contribution à notre littérature antialcoolique, une brochure écrite en 1899: „S'il est vrai que les mœurs agissent sur l'homme, disait-il, il n'est pas moins vrai que les hommes peuvent agir sur les mœurs.” Cette action sur les mœurs il l'a exercée avec une cordialité d'allures, une simplicité répugnant à toute morgue qui lui ont gagné tous les cœurs et qui expliquent la consternation de tous ses amis à la nouvelle de sa mort soudaine.

Puisqu'un Romand parle ici, qu'il me soit permis de dire combien notre ami était populaire dans les milieux avec lesquels il entrait en contact comme co-rédacteur du Glossaire des Patois de la Suisse romande. Nous étions du reste fiers que le savant professeur bâlois fût d'origine romande, d'Essertines sur Yverdon. Comme il savait prendre nos paysans — gens âgés pour la plupart — qui étaient ses témoins pour les relevés du Glossaire. Je l'ai jadis souvent accompagné dans ses courses et j'ai suivi, charmé, l'aisance avec laquelle il se mettait à la portée de nos bons Vaudois ou Valaisans. J'entends encore le ton pénétré avec lequel une vieille paysanne me parlait, avec son accent du terroir, de ce bon Monsieur Tappolet. Ils sentaient que la sympathie de cet enquêteur n'était pas une feinte, destinée à faciliter l'entrée en matière, mais une réalité et nous aimions lorsque, après une longue séance, il rentrait à notre chalet de Gryon qui était son quartier général, l'entendre raconter avec infiniment de bonhomie ce qu'il avait appris de ses modestes collaborateurs.



Ceux qui, comme moi, étaient, depuis quarante ans, liés avec le professeur Tappolet d'une amitié que rien n'a pu altérer, qui ont éprouvé sa bonté délicate et son cœur généreux, ne l'oublieront jamais: sa mort crée dans leur vie un vide qu'ils n'essaieront pas de combler et le souvenir de cet homme de bien ne les quittera pas. Ils s'associent avec émotion à la douleur de sa famille et expriment leur respectueuse sympathie à Madame Tappolet, collaboratrice dévouée de ses travaux, et à ses enfants.